



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleiner Mitteilungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Stifterin, das Smolnakloster im Osten der Stadt, zugleich Erziehungsanstalt für Mädchen, Waisenhaus und adliches Wittwenstift, eine wahrhaft kaiserliche Anlage, mag man den ausgedehnten Gebäudekomplex von der Newa her sehen, die er auf hohem Ufer weithin ins Flachland sichtbar überragt, oder von dem freien Platze an der Westseite aus. In reichem Rokoko baut sich in der Mitte die Kathedrale auf, von fünf lichtblauen Kuppeln gekrönt, zur Rechten und Linken die langen Fronten der Stiftsgebäude ganz in demselben Stile, im Grün der Gärten, alles eingefasst von einem jener riesigen Eisengitter, die für Petersburg so charakteristisch sind. So reich das Äußere ist, so einfach präsentirt sich das Innere der Kirche, und doch wirkt die Verbindung der weißen Marmorsäulen mit dem Fußboden aus buntem Marmormosaik von Ekaterinburg und der Krystallbalustrade des Hochaltars äußerst harmonisch.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Fortschrittliche Geschichtschreibung. Das „Berliner Tageblatt“ hat neulich eine Konkurrenz ausgeschrieben, welche den Zweck hat, das beste Werk über die Verwirklichung der deutschen Einheitsidee durch Kaiser Wilhelm mit einem Preise zu belohnen. Als einziger Fachmann unter den Preisrichtern, welche sämtlich Mitglieder der Fortschrittspartei des deutschen Reichstages sind, wird dabei der Verfasser der „Geschichte der neuesten Zeit“, Herr Constantin Bulle, aufgeführt. Es ist vielleicht nicht überflüssig, einige Proben aus dem vierten (Schluß-) Bande dieses Werkes mitzuteilen, weil man sich daraus eine Vorstellung von dem Geiste machen kann, in welchem die Zeitungsnachrichten, aus denen es entstanden ist, zusammengestellt sind.

S. 440 heißt es: „Des Kanzlers Pläne waren ja unzweifelhaft in allem auf die Stärkung der Reichsidee und die Befestigung der Organisation gerichtet; aber sein Bruch mit dem Liberalismus hatte ihm die beste Stütze geraubt, die Vorwürfe, mit welchen er die Fortschrittspartei überschüttete, vertieften die Klust, die zeitweilig glücklich überbrückt gewesen war.“

Eine Perle der fortschrittlichen Geschichtschreibung ist der Abschnitt über den Eintritt Hamburgs in den Zollverein. Nachdem (S. 434) gesagt worden ist, daß der Reichstag im Jahre 1880 die Frage wegen seines Schlußes nicht mehr habe entscheiden können, heißt es weiter: „Der Bundesrat kam derselben [nämlich der Entscheidung] aber zuvor. Wie er auf Preußens Antrag am 22. Mai Altona und einen freilich nur kleinen Teil von St. Pauli in das Zollgebiet aufnahm, so faßte er am 14. Juni den Beschluß, die Zolllinie auf der Elbe nach Rurhafen zu verlegen.“

Daß die Stadt Rurhafen regelmäßig Rurhafen geschrieben wird, soll uns weiter nicht stören, aber muß nicht jeder Unbefangene aus den angeführten Worten herauslesen, daß am 22. Mai 1880 Altona und ein Teil von St. Pauli in den Zollverein aufgenommen worden seien, während sie demselben bekanntlich noch heutigen Tages nicht angehören?

Darauf heißt es weiter: „Auch durch andre Belästigungen wußte der Kanzler die Lage Hamburgs möglichst unbehaglich zu machen und dadurch die Anschlußpartei in der Stadt zu kräftigen.“ Leider werden diese andern „Belästigungen“ nicht genauer vorgeführt; wenn sie ebenso schlimm waren wie die „Verlegung der Zolllinie auf der Elbe nach Ruxhafen,“ so können wir die Leser dieses Geschichtswerkes beruhigen: kein Mensch hat die betreffende Verlegung als eine „Belästigung“ empfunden.

In demselben weinerlichen Tone geht es weiter. Auf der nächsten Seite heißt es: „Nachdem Hamburgs Schicksal entschieden war, verstand sich auch Bremens Eintritt unter ähnlichen Bedingungen von selbst.“ Ob der Verfasser wohl eine Ahnung davon hat, was einem Manne erwidert werden würde, der jetzt den demnächst eintretenden Zollanschluß Hamburgs rückgängig machen oder auch nur bedauern würde? Man sieht hier eben an einem klassischen Beispiele, was bei einer Geschichtschreibung herauskommt, die ihrer Darstellung die Zeitartikel fortschrittlicher Parteiblätter und die Abstimmungen und Reden fortschrittlicher Parlamentsredner zu Grunde legt.

Während S. 446 noch einigermaßen schüchtern Bismarcks „praktisches Christentum“ als „Staatssozialismus“ bezeichnet wird, heißt es S. 449 ganz einfach: „Auf die Arbeiterkreise machten die sozialistischen Versprechungen [nämlich des Reichskanzlers] nur sehr geringen Eindruck.“ Umgeschmackvollsten ist es wohl, daß alle Maßregeln der Regierung, vor allen diejenigen, welche für das Wohl der arbeitenden Klassen eintraten, einfach als ein Mittel hingestellt werden, die Wahlen zu beeinflussen. So heißt es z. B. S. 448: „Wohl mit Rücksicht auf die bevorstehenden Wahlen traten die einzelnen Ressorts nach und nach mit Kundgebungen hervor. Herr von Puttkamer hatte mit einem Erlaß gegen kostspielige Verbesserungen des Schulwesens zu Lasten der Gemeinden den Anfang gemacht; Maybach ließ bekannt werden, daß Projekte für den Nordsee-, den Rhein-Maas und Rhein-Elbekanal in der Ausarbeitung begriffen seien; vonseiten des Kanzlers stellte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung Vorlagen über Unfall-, Alters- und Invaliditätsversicherung für den November in Aussicht.“

Bei manchen Stellen ist es schwer, ernsthaft zu bleiben, z. B. wenn es heißt (S. 456): „Am meisten Aufsehen erregte das beim Bundesrate beantragte Verbot der Einfuhr von amerikanischem Speck und Schweinefleisch. Wurde es auch mit der Trichinengefahr begründet, so ließ sich doch dagegen geltend machen, daß diese zu der wirtschaftlichen Tragweite der Maßregel in keinem Verhältnisse stehe, und vielfach glaubte man deshalb, daß der wahre Grund in dem Wunsche, die deutsche Schweinezucht zu begünstigen, zu suchen sei.“ Also die Trichinengefahr wird freundlichst zugegeben — es wäre denn doch auch wirklich schwer gewesen, sie abzuleugnen — aber was hat die Trichinengefahr weiter auf sich, wenn ihr eine „wirtschaftliche Tragweite“ gegenübersteht? Und worin besteht diese eigentlich? Doch nur darin, daß einige Importeure nicht aufhören wollten, an amerikanischem Speck Geld zu verdienen; denn so naiv wird doch schwerlich jemand sein, daß er glauben könnte, dem armen Manne, dessen Interesse die Fortschrittspartei stets so rührend wahrnimmt, sei mitgeteilt worden, daß er amerikanische, nicht deutsche Waare erhielt, wenn er in Hamburg oder in Bremen in einen Laden ging und Speck kaufte.

Sehr merkwürdig sind — diesem Geschichtswerke nach — die Zustände in der Schweiz während der Zeit unmittelbar nach dem französischen Kriege gewesen: S. 12 heißt es darüber: „Sehr freundlich waren ausnahmslos die Beziehungen zu der Schweiz. Obwohl innerhalb ihrer Grenzen eines der erbittertsten Pressorgane

der Deutschenhasser, die Correspondance de Genève, erschien und viele Feinde der Bismarckschen Politik, die aus Deutschland fliehen mußten, sich in der Eidgenossenschaft niederließen, so konnte daraus doch kein Mißtrauen entstehen, da, von Deutschland abgesehen, der Kampf gegen den Ultramontanismus nirgends so energisch geführt wurde wie in der Schweiz.“ Sollte ein harmloser Leser nach diesem Satze nicht glauben, der Reichskanzler sei ein Tyrann, der zahlreiche seiner Landsleute in die Verbannung getrieben habe? Wer die Grenzböten liest oder wer überhaupt nur mancherlei liest, den wird die dunkle Rede des Historikers freilich nicht täuschen, denn er weiß ganz genau, daß niemand anders gemeint ist als etwa Graf Harry von Arnim und ein paar staatsfeindliche katholische Geistliche — aber was denkt ein einfacher Mann, der sich unbefangene historische Belehrung verschaffen will? Ihm wird nicht gesagt, daß die in der Schweiz lebenden unglücklichen Verbannten Leute sind, die in ihrem Vaterlande rechtskräftig verurteilt waren oder demnächst verurteilt zu werden erwarteten und sich der gerichtlichen Strafe durch Selbstverbannung entzogen — er ist vielmehr geradezu gezwungen, anzunehmen, daß, wer der Politik des Reichskanzlers feindlich gegenüberstand, aus Deutschland flüchten mußte. „Die historische Wahrheit — wie der Verfasser in seinem Schlußwort S. 475 sagt — kann nicht kräftiger gefördert werden als durch die Belebung des historischen Sinnes,“ und diesen historischen Sinn erwirbt man sich, wenn man sich die „Geschichte der neuesten Zeit“ anschafft.

Grünweiß. Für die Landesfarben des Königreichs Sachsen hat man bisher allgemein Grünweiß gehalten. 1866 nannte man die sächsischen Partikularisten kurzweg die Grünweißen, sagte auch wohl, sie hätten grünweißes Blut in den Adern. Jetzt ist vom königlich sächsischen Hauptstaatsarchiv festgestellt worden, daß die Landesfarben des Königreichs Sachsen vielmehr Weißgrün sind, und die Ministerien, die Direktoren der öffentlichen Sammlungen und das Hofmarschallamt sind von allerhöchster Stelle angewiesen worden, in Zukunft in dieser Beziehung einen gleichmäßigen Gebrauch herbeizuführen.

Die an sich gleichgiltig scheinende Sache hat doch insofern praktische Folgen, als nunmehr fast alle Fahnen, welche die sächsischen Landesfarben tragen, falsch sind und umgeändert werden müssen. Den Anlaß zur geschichtlichen Untersuchung und Feststellung der Sache haben denn auch bei dem letzten Geburtstage des Kaisers die Fahnen gegeben. Ein Leipziger Bürger machte darauf aufmerksam, daß fast die sämtlichen sächsischen Fahnen, welche in Leipzig bei festlichen Gelegenheiten benutzt würden, verkehrt seien; während das Grün unten stehen müsse, stehe es bei den meisten Fahnen oben. Der bisherige Sprachgebrauch, nach welchem die sächsischen Landesfarben mit Grünweiß bezeichnet wurden, schien nun allerdings die bisherige Anordnung der Farben zu rechtfertigen, denn es ist allgemein Brauch, die Farben einer Fahne von oben nach unten aufzuzählen. Dennoch mußte es auffallen, daß in den Fahnen der sächsischen Herzogtümer (Sachsen-Gotha, Sachsen-Altenburg etc.) die Farben in der That umgekehrt stehen: Weiß steht oben, Grün unten. Nach der Geschichte der verschiedenen sächsischen Lande war doch anzunehmen, daß ihre Landesfarben dieselben sein müßten und auch ursprünglich dieselben gewesen seien. Dies hat sich denn in der That herausgestellt, und daher die Anordnung zur Aenderung.

Wir glauben, daß auch außerhalb Sachsens die Mitteilung einiges Interesse erregen wird, da ja allerorten jetzt bei festlichen Gelegenheiten, wo Wappen und Fahnen gebraucht werden, das löbliche Bestreben herrscht, keine heraldischen Verstöße zu begehen, und wir benutzen diese Gelegenheit, um ein kürzlich erschienenen,

sehr zweckmäßiges Büchlein zu empfehlen, die Wappenfibel von Ad. M. Hildebrandt (Frankfurt a. M., W. Kommel), eine lexikalisch geordnete kurze Zusammenstellung der hauptsächlichsten heraldischen und genealogischen Regeln, in der namentlich auch auf Beseitigung der am häufigsten begegnenden Fehler und Irrtümer hingearbeitet wird. Das hübsch ausgestattete und mit den nötigsten Abbildungen versehene Heftchen ist von sachkundigster Seite verfaßt und enthält alles für den Laien wissenswerte.

Badegeselligkeit. Am 15. Mai sind unsre Bäder wieder eröffnet worden, und damit tausend Quellen des Gewinnes, der Hoffnung, des Naturgenusses und der Geselligkeit, und zwar einer Geselligkeit, mit der nichts zu vergleichen ist, was alle geselligen Freuden des Winters uns bieten, sie mögen heißen, wie sie wollen. Ueber den ganz eigenartigen Reiz dieser Badegeselligkeit und seine Ursachen giebt es einen klassischen Ausspruch, der zwar schon 123 Jahre alt ist, aber seitdem nichts von seiner Richtigkeit eingebüßt hat. Als Gellert, der arme, gute, freundliche Gellert, wieder einmal ohne rechten Erfolg aus „dem ihm so traurigen Carlsbade“ in seine bescheidne Wohnung und seinen „zwölf Schritt langen“ Garten im „Schwarzen Bret“ in Leipzig zurückgekehrt war, schrieb er an eine junge Freundin in Dresden (5. August 1764): „Viele Menschen mögen im Bade besser zum Umgange sein, als außer dem Bade, und sich, ohne daß sie es wissen, in etwas verwandeln, das sie nicht sind. Die, die sich von den Geschäften oder von den Sorgen des Hauses losgerissen haben, fühlen ihre Freiheit und werden biegsamer, gefälliger; die Stolzen, weil sie ohne Herablassung keinen Umgang hätten, werden bescheidner; die meisten, weil der Auftritt in dieser flüchtigen Welt nur drei oder vier Wochen währet, thun sich Gewalt an, ihre Rollen mit Beifall zu spielen, und leben wie gute Menschen; viele schränken ihre Leidenschaften ein, weil es die Kur befiehlt und weil die Furcht der Krankheit sie immer überredet; die Kränklichen verbergen ihr ängstliches und verdrießliches Wesen, um die Gesunden nicht von sich weg zu setzen — und so macht das Bad auf einige Wochen gesellige, nachgebende, bescheidne, gesprächige, mitleidige, freundschaftliche Menschen und läßt unter Hunderten kaum etliche schlechte Seelen übrig.“ Möge sie auch diesen Sommer überall ihre alte Zauberkrast entfalten und bewähren, diese wunderbare, von Gellert hier mit so feiner Beobachtung und so viel Menschenkenntnis geschilderte Badegeselligkeit.



Literatur.

Oberland. Erzählungen aus den Bergen von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolf Bong u. Comp., 1887.

Dieser neueste Band des fruchtbaren Erzählers ist dem bekannten Maler Mathias Schmid zugeeignet, und wenn man die erste Erzählung „Auf der Wallfahrt“ liest, so merkt man gleich den Zusammenhang zwischen Inhalt und Zueignung des Bandes. Diese Erzählung ist, wie es jetzt bei den illustrierten Zeitungen immer mehr in Übung kommt, auf Anregung eines bekannten Bildes des bairisch-tirolischen Meisters entstanden, und von diesem Gesichtspunkte aus verdient sie alle Anerkennung. Uns erscheint sie gar zu rührgelig. „Der Santrigel“ hat einen derben